

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

50 (19.2.1933) Der unbesiegte Soldat

Der unbefiegte Soldat

Ein Bild aus dem großen Krieg

Erlebnis des Leutnant der Reserve Heinrich Leitz, im Inf.-Regt. 40.

Auf dem Hofe der Zitadelle von Peronne an der Somme sammelt sich die 2. Kompanie des Infanterie-Regts. Nr. 40, der Raftatter Hohenzollern-Jäger. Erst vor kurzem, am 29. Juli 1916, war die Kompanie in der vorderen Kampflinie abgelöst und in Ruhe zurückgezogen worden. Jetzt hat sie Befehl, sofort wieder vorzurücken und das Geschütz La Maisonette zu nehmen.

In der Spitze der Kompanie steht Leutnant Heinrich Leitz, einer jener maderen Kriegsfreiwilligen, die zwei Jahre schweren Kriegserlebens zu harten Männern geformt hat. Heinrich Leitz war am 1. Februar 1895 in Heidelberg geboren. Sofort beim Kriegsausbruch 1914 hatte er sich mit zwei Brüdern freiwillig bei der Fahne gemeldet und war beim J.N. 40 in Raftatt aufgenommen worden. Dieser junge Mann, ausgestattet mit hohen Gaben des Geistes und der Seele und mit einem durch Turnen und Sport gestählten Körper, erwies sich bald als ausgezeichnet, pflichttreuer Soldat. Infolge seiner außergewöhnlichen Tapferkeit wurde er bereits Weihnachten 1914 mit dem E.K. 2. und im Herbst 1915 durch Ernennung zum Offizier ausgezeichnet.

„Kameraden!“ so ruft Leutnant Leitz, „wir stürmen! Maisonette muß unser werden. Man erwartet von uns, daß wir unsere Pflicht und Schuligkeit tun. Wer zurückbleibt, ist ein Feigling. Mit Gott drauf!“ Dann wird der Marsch nach vorn angetreten.

Die Anmarschwege liegen unter starkem Artilleriefeuer. Zwei Vortreffer legen mehrere Leute der Kompanie außer Gefecht. Endlich kommen die Jäger vor dem Geschütz La Maisonette an. Drohend ragen die schwarzen Umrisse der zerstörten Mauern in den Lufte heraufschimmernden Morgen. Schwere Granaten heulen in sie hinein, Steine und Geröll emporkirrend.

Schnell ist die Aufstellung in der Stürmangangsstellung beendet. Von Mann zu Mann geht der junge Leutnant ermuntert, ermahnt, ganz Vorbild — Führer. Die eigene Artillerie hat ihr Feuer vorverlegt. Tack — tack tack — hämmert zögernd ein Maschinengewehr. In die Rippen pocht das Männerherz! Wann geht's los! Wann?

„Auf! Marsch! Marsch!“ Leutnant Leitz steht frei auf der Deckung.

Die erste Welle erhebt sich und stürzt ihrem Führer nach. Wie ein Sturmwind jagen sie über das freie Feld hinweg, und bald sind die Trümmer des Geschützes erreicht. Doch nun ist's, als sei die Hölle losgelassen! Aber todesmutig stürzen sich die Jäger in den schillernden Hüllenschichten. Sie dringen durch eine Breiße in das Innere des Geschützes. Weiter durch den Drahtverhaue! Sie überspringen einen neu angelegten Graben, einen zweiten Drahtverhaue, einen zweiten Graben. Immer rasender wird das Infanterie- und Maschinengewehrfeuer.

Hinter den Mauern Schutz suchend, reißen die Jäger ihre Gewehre an die Waden und feuern in die dichten Reihen der Verteidiger. Da schlagen zwei Granaten mitten unter den Jägern ein. Kurzschüsse der eigenen Artillerie! Sie bringen Verwirrung in das kleine Häuflein, dem die 2. und 3. Welle nicht nachschleichen.

Leutnant Leitz springt auf einen emporgestiegenen Trümmerhaufen. Seine Mütze ist irgendwo im Drahtverhaue hängengeblieben, hart

hauptsächlich, ohne jede Deckung da oben stehend, bietet er den schimmernden und singenden Geschossen ein treffliches Ziel. Mit weithin schallender Stimme den Rärm übertönend, ruft er: „Mir nach!“

Und das Beispiel des jungen Helden wirkt. Hinter ihm her stürzen die Jäger nochmals vor über ein Stück ebenes Wiesenland und durch einen breiten Drahtverhaue. Und wieder empfängt sie rasendes Feuer. Bisfeldwibel Wurmer fällt an der Seite des Führers, andere fallen. Wo bleiben die Kameraden, die jetzt im entscheidenden Augenblick dem Feind in die Flanke und in den Rücken fallen sollten? Aber die Unterstützung durch Nachbarn und nachfolgende Wellen bleibt aus. Auch die vorhergegangene Artilleriewirkung war zu gering gewesen. So kann unsere kleine Heldenschar den Angriff gegen den übermächtigen Feind nicht weiter vortragen. Da erhält sie den Befehl, in die Ausgangsstellung zurückzugehen.

Zähneknirschend und zögernd, das Gesicht zum Feind gewendet, weicht Leutnant Leitz als Letzter aus den Trümmern von Maisonette. Neben ihm sein treuester Stützgruppenführer, sein Bruder, Unteroffizier Hermann Leitz.

Zurückbare Stunden folgen, so berichtet die vortreffliche Regimentsgeschichte der Hohenzollern-Jäger. Der Feind unterhält ein mörderisches Artilleriefeuer auf die Stellung. In nur knietiefen Gräben, ohne Deckung, ohne Schutz, sind die Jäger dem feindlichen Feuer ausgeliefert. Krachend stürzen die Baumrinden des Maisonette-Waldchens auf sie herab. Und schweigend das Feuer einen Augenblick, so dringt das Stöhnen Verwundeter und Sterbender an das Ohr.

Wie hier an der Somme, so zeigte sich Heinrich Leitz auch in den späteren Kämpfen seines Regiments als unerfurchener Stürmer und Draufgänger. Seit war sein Heldentum durch ernstes Pflichtbewußtsein und tiefes Göttertrauen geabelt. Aber auch er sollte sein trauerndes Elternhaus in der Mühle bei Heidelberg nicht wiedersehen und seine, von heißer Liebe zu Heimat, Volk und Vaterland durchwehten schriftstellerischen Arbeiten nicht wieder aufnehmen können.

Wie man im Schützengraben Bekanntschaften macht

Von Oberleutnant a. D. Forscher, Karlsruhe.

Der Winter 1914/15 sah mich als Artillerieverbindungs-offizier bei einem Reserve-Infanterie-Regt., das an der Aisne in den Gräben lag. Es war das noch zu einer Zeit, als die Infanterie auf Grund ihrer unerleulichen Erfahrungen mit der feindlichen Artillerie begonnen hatte, nach artilleristischer Manier durch Beobachtung des Mündungsfeuers oder Erhörens des Abschusses die mögliche Entfernung zu schätzen. Das Kalkül war zwar meist falsch, hielt aber unsere braven Musketen nicht davon ab, daß sie dennoch nächstherweile dicht hinter, in oder gar vor den feindlichen Stellungen die schwersten französischen Kaliber eingebaut „beobachtet“ haben wollten.

Eines Morgens ging ich wie öfters durch den Graben, um Neuigkeiten über die örtliche Kriegslage zu sammeln. Es muß hier bemerkt werden, daß die damaligen Schützengräben auf ihrem Grund aus lauter Füßen bestanden, aus denen das Wasser allmorgendlich herausgeschöpft zu werden pflegte, was aber nicht verhinderte, daß man bis über die Knöchel im Schlamm watete, wenn man nicht vorzog, auf dem sogenannten Schützengrabenrand zu marschieren. Diese letztere Gelegenheit ließ ich mir natürlich niemals entgehen, und so zankte ich auch heute gemütsroh dahin. . . . bis ich von ungefähr auf einen Posten stieß, der da auf dem Schützengrabenrand stand, den Bauch gegen die Grabenwand gepreßt und unverwandt zum Feinde hinüberstehend. Mich schien er nicht zu ahnen, geschweige zu bemerken und verharrete in seiner wegersperrenden Haltung. Ein Spähdien in Ehren, kann niemand verwehren, dachte ich, und kitzelte ihn kurz und bündig mit meiner Stiefelspitze just an der Stelle, wo der Rücken seinen anfänglichen Namen verliert, mit dem sanften Ausruf: „Nun laß mich schon mal vorbeistehen!“ Auf diese nach Schützengrabenart etwas rauhe, aber wohlgemeinte Anbiederung drehte sich der Mann langsam herum und grinste, dachte aber anscheinend nicht im geringsten daran, den Bauch noch ein bißchen dünner zu

men können. Am 25. September 1917 fiel der erst 23jährige Held vor Verdun.

Sein edles Herz offenbarte sich erneut in dem Abschiedsbrief, den er in Todesahnung kurz vorher seinen Eltern geschrieben hatte, und in dem es heißt:

„Aus himmlischen Höhen rufe ich Euch herzliche Grüße zu — denn wenn Ihr diesen Brief erhaltet, habe ich ausgelämpft auf dieser Erde und bin zu den himmlischen Heerscharen eingegangen.“

Weint und klagt nicht um mich, vielgeliebte Eltern und teure Geschwister — dürfte ich doch den schönsten Tod sterben, fürs Vaterland auf dem Felde der Ehre meinen Geist ausstauend. Hätte mein Leben denn einen schöneren Abschluß finden können, nachdem ich in den schweren Kämpfen so lange Monate . . . meinen Leuten voranziehen durfte in den Sieg? . . . Ihr sollt stolz sein, daß es Euch vergönnt war, dem teuren Vaterland ein Opfer zu bringen. . . . Ich danke unserem treuen Gott für all seine Gnade und Güte und bitte ihn nur, daß er meinem geliebten Vaterland den Sieg, einen ehrenvollen dauernden Frieden schenken möge. . . .“

(Mit Erlaubnis des Verlags dem Heft 4 der „Kriegsfront“ entnommen.)

Wie lebt man an Bord eines U-Bootes

Für ein U-Boot gilt das gleiche wie für jedes Schiff: je größer der Raum, desto besser die Unterkunft und die Lebensmöglichkeiten! U-Boote weisen bedeutende Unterschiede in der Größe auf, von 100 bis zu 3000 Gewichtstonnen (1 Tonne = 1000 K.). Im Schiffsbau bedeutet im allgemeinen Größe Kraft. Je mächtiger die Abmessungen eines Schiffskörpers nach Länge, Breite und Tiefe sind, desto schwerere und zahlreichere Gewichte können in ihm untergebracht werden. Heute sucht man auf dem Wege der Gewichtersparnis (Weichmetall, Schweißen statt Nieten) einen Ausgleich zu schaffen.

Im allgemeinen fahren auch U-Boote im aufgetauchten Zustande. In erster Linie steht ja der Wunsch, den Gegner aufzuklären. Und das läßt sich mit dem freien Blick weit besser als mit dem Schrohr erreichen. Kommt hinzu, daß das U-Boot keine artilleristischen Waffen nur über Wasser gebrauchen kann. Auch die Erhaltung der vollen Leistungsfähigkeit der Mannschaft zwingt dazu, die Unterwasserfahrt nicht über Gebühr auszu dehnen. Der Mensch ist nun einmal kein Kiemens, sondern ein Lungenatmer. Je länger man ihm seine natürlichen Lebensbedingungen läßt, die auf See an sich schon beschränkt sind, desto frischer bleibt er. Schließlich will es aber auch das U-Boot selbst nicht anders. Seine Unterwasserkräfte sind zwar erstaunlich entwickelt, aber

doch nicht entfernt so leistungsfähig wie die Ueberwasseranlagen.

Bei der Ueberwasserfahrt, aber auch im überfluteten Zustande, wo der gepanzerte Kommandostand noch vollkommen aus dem Wasser herausragt, erfolgt die Führung eines U-Bootes aus dem Turm; und zwar ganz ähnlich wie die eines großen Schiffes. Seefarte, Kompaß, Logg (Gerät zum Messen der Geschwindigkeit) und Lot (Tiefenmessung) müssen helfen. Im getauchten Zustande sind zwei Tagen zu unterscheiden: bei der einen, die zur Beobachtung und zum Angriff dient, ragt das Schrohr noch aus dem Wasser heraus. Bei der zweiten ist das Boot spurlos verschwunden, hat also größere Wassertiefen aufgesucht. Nachts wird über Wasser oder geflutet angegriffen, tags fast immer unter Wasser.

Große U-Boote sind derart eingerichtet und ausgerüstet, daß sie die hohe See auf lange Zeit halten können. Während des Weltkrieges hat eines unserer U-Boote eine Dauerfahrt von 55 Tagen hinter sich gebracht, ohne seine Vorräte an Verpflegung und Gerät zu ergänzen. Für die Instandhaltung bei getauchtem Boot ist eine besondere Luftreinigungsanlage vorgesehen. Sie wirkt in der Weise, daß die vorhandene Luft mittels eines Gefäßes durch eine Anzahl von Kalpatronen hindurchgetrieben wird. Die Patronen nehmen aus der verbrauchten schlechten Luft die Kohlenäure und sonstige schädliche Bestandteile auf, ja selbst den Wasserdampf. Dadurch wird die Luft für den Menschen wieder brauchbar. Trotzdem gehört an Bord eines U-Bootes nur noch ein Menschenschlag, der Weisheit und Wohlleben entbehren kann und voll im Besitz seiner Gesundheit ist. Während der Fahrt gibt es im Kriege immer wieder Stunden, Tage, ja selbst Wochen, wo derartige Anforderungen an die Willenskraft der Besatzung gestellt werden müssen, daß es Vergleichbares kaum gibt.

Viel Lebensraum haben die Menschen an Bord nicht. Der Leib selbst eines großen Bootes ist derart mit Motoren, Akkumulatoren, Torpedos, Maschinen, Rohrleitungen und Geräten angefüllt, daß der Mensch, wenn die Erbauer des U-Bootes ihm auch noch so wohl wollten, doch nicht auf seine landesübliche Nahrung an Platz kommt. Geschlafen wird in Hängematten. Die Offiziere haben einen kleinen, durch Vorhänge abgetheilten Raum für sich.

Zur Einnahme von Mahlzeiten sind Klappstische vorhanden, die nach Gebrauch unter Deck oder an den Seitenwänden beigegeben werden. Gelebt wird im wesentlichen von Dauervorräten. Zum Kochen sind die neuesten elektrischen Einrichtungen vorgesehen.

Offizier und Mann standen auf den deutschen U-Booten einträchtig nebeneinander, genau so wie im Schützengraben. Das Ansehen des Vorgesetzten trug sich von selbst.

Da das Leben an Bord eines U-Bootes lediglich zwischen Dienst, Essen und Schlafen abwechselte, wobei der Dienst bei weitem den breitesten Raum einnimmt, so tritt eine ganze Reihe von Sorgen zurück, denen sich der Mensch an Land hingibt. Vom Rärm der laufenden Motoren umhämmert, unruhig vom Schwunge der Dynamos, zwischen Stahlwänden, um die das Weltmeer rauschte, und inmitten blinkender, klappernder Eisenteile taten unsere U-Bootsbesatzungen ihre Pflicht. Höchste Feiertage waren es, wenn ihnen Erfolge beschieden waren. Zu den schönsten Stunden einer Fahrt gehörten aber jene, wo man bei klarem Wetter in sicherem Seeraum auftauchen konnte, um sich von den Strahlen der Sonne und dem Atem eines milden Windes laben zu lassen.

Heute darf Deutschland keine U-Boote mehr bauen. Dies Recht haben sich die „Sieger“ des Weltkrieges vorbehalten.

Die tote Front

Die Ehre starb. — Die deutsche Front lag tot! Der Krieg verhallte. Auf zog schwere Not!

Vollkneete stieß zum Aether wehen Schrei. — Doch Schatten walteten taatenlos vorbei.

Dem Volk, das elend ward zu seiner Nacht, Hißt aus den Nöten keine fremde Macht!

Wir werden wehrlos; bettelten um Brot; Um Leben baten wir: Die Front lag tot!

Und doch! Wer will, der schafft es mit der Tat! Die Erde dampft, es keimt die junge Saat!

Und redt sich trübselig an des Tages Licht. — Die will und schafft's! Die hemmt die Zwietracht nicht!

Die wird zum Kampf für Deutschlands Ehre gehen!

Die tote Front wird mit ihr auferstehen!!

H. P. Schreiber-Mhlenbusch.